



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34

Dienstag, 18. November

1930

Romantik oder Ewigkeit?

Der Deutschenfriedhof in Rom.

Von Heinz A. Ludwig-Kom.

Draußen vor den Mauern der Stadt Rom, an der Porta Ostia und neben der Pyramide des Cestius, eines griechischen plebejischen Emporkömmlings aus dem Jahre 12 v. Chr., der sich für seinen vergänglichen Leib inmitten des römischen Volkes, dem er Amt und Reichtum zu verdanken hatte, ein ägyptisches Königsgrab von 37 Meter Höhe bauen ließ — dort, wo die Straßenbahn, die Autos und das Leben mit einem Ruck nach rechts abbiegen, liegt der protestantische Friedhof Roms. Es ist der Friedhof der Deutschen, Engländer, Schweden, die einst die Romsehnacht aus der Heimat hierher trübten, um unter den Pinien und Zypressen zu sterben. Es waren keineswegs nur jene ewigen Romantiker der Faulheit, die ihre Pension in eine römische Villa retteten, um dem Leben im Norden zu entgehen, und denen trotzdem auch in Rom ihr Leben nur Welken war, das unter den Trümmern der Vergangenheit von ihnen abfiel wie eine verdorrte Fülle Frucht. Hierher kamen im Laufe der Jahrhunderte auch Menschen, die arbeiten konnten und das Zeug dazu hatten, selber geistiges Leben zu schaffen, auszulösen, auszurollen, hier sterben zu dürfen, auszulösen. Einem großen Teil von ihnen ist das auch vergönnt gewesen, und so spricht der protestantische Friedhof in Rom nicht von der übergrößen Zahl romfüchtiger Träumer, sondern auch von dem geheimnisvollen Schicksal der besten Deutschen, denen Rom Verführung und Säkularer, Vergeffen und Erheben wurde. War Goethe ein Narr, als er dichtete:

O, wie fühle ich in Rom mich so froh! ...
Du bist mich, Jupiter, hier, und Hermes führe
mich später,
Cestius Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

War der Graf Platen nur Träumer mit seinem sehnsüchtigen Willen, hier, nur hier zu enden? Beiden Dichtern gab das Schicksal, uns zum Glück, noch einen langen und anderen Weg zum Grabe; aber haben wir angeht solcher Verle, angeht dieser vielen hundert Totenmale dieses Friedhofes das Recht, jene Romsehnacht etwa als Feigheit, Lebensuntüchtigkeit und Träumerei zu verachten und zu belächeln? Und wenn es nicht nur Angehörige der romantischen Epoche, sondern auch heutige, moderne Menschen sind, die dichten, wie z. B. ein Journalist, strobend von Lebenswillen und Lebenskraft, der durch alle Wüsten geritten ist, alle Völker gesehen hat und Fikushändler, Fremdenführer und Zeitungsverkäufer in Afrika war?

Dürfen wir dann noch den Wahlstab des Nordens anlegen, um Menschen zu werten, denen Rom und der Süden, denen die Hoffnung auf einen „Göttermorgen“ unter Zypressen mehr bedeutet als schöne Phrasen? Was also ist dieses Rom? Eine schöne Ruine oder voll lebendiger Zukunft? Ist es nur das „alte“ Rom oder auch das „neue“ Rom?

Der protestantische Friedhof in Rom, abseits von der Stadt unter Zypressen trübend, aber mit Namen auf den Grabsteinen, die heute noch stehen, gibt solche Ratel und Fragen dem Besucher auf; er ist für uns durch den Tod nicht nur befehlend, sondern auch durch sein stetes Zeugnis für das deutsche Schicksal, das uns immer wieder in Rom und in Italien etwas Zukünftiges lüchelt.

Doch kündigt dieser Friedhof auch von Menschlichem inmitten von Zeitlosigkeit und Ewigkeit. Das Menschliche spricht aus den Inschriften mancher englischer Grabsteine, die den Namen des Toten in kleinen Lettern aufzeichnen, aber seine Titel und Grafschaften, seine Familie und Herkunft breit hervorheben. Oder war das gar keine falsche Romantik und weltliche Eitelkeit; ist es nicht wirklich ein Wert, Einzel zu sein und Güter eines Bodens, der Geschlechter ernährt hat und den eigenen Kindern und Enkeln wiederum Ausgang, Heimat und Arbeit sein wird? Lernet man nicht in Rom, daß solche Tradition, das Römersein, mehr an Leben in sich bergen kann als nur Mensch sein, Einzel-Sein, das keinen Namen hat, obwohl man es benennt? Alles Fragen, die Rom stellt. Welche Tote den Lebenden aufgeben, damit sie reif werden, den Frieden jener als Göttermorgen und Erlösung zu begreifen?

Mancher der hier Ruhenden war es unter der Last dieser Rätel müde, sie zu lösen. Der englische Dichter Shelley ruht hier und John Keats, der 26 Jahre alt, hier begraben, die schwerwichtigen Worte auf seinen Grabstein lesen ließ: „Hier ruht ein Jemand, dessen Name ins Wasser gelassen ward.“ Ueberhaupt ist es seltsam, wie leicht Rom jungen Menschen das Sterben gemacht hat. Zu den ältesten Gräbern gehört das fünfundsiebzigjährige Barons von Werpup, der fälschlicherweise starb. Hier liegt ein Freiherz von Reichenstein, „Marsgräfin“, ansbach, bayreuther Kammerherr, „edelsundmännig“, der „zum andern Mal“ in Begleitung seines „marcgräflichen Herrn“ hierher „eilte“, um den Tod zu finden. Hier in Rom starb Goethes einziger Sohn August, und jünger als er, der Dichter Schwabens Wilhelm Waiblinger. Kennt man noch die Namen Walmda von Meyenburghs und der Hermione von Preußen, der Malerin und Dichterin? Auf dem Deutschenfriedhof in Rom ruht auch Chr. Aug. Reiner, der Sohn von Goethes Lette, ruhen die Archäologen Brauns und Senzen, Gottfried Semper, der Baumeister von Dresden und Wien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der als achtundvierziger Revolutionär nach England flüchtete und hier die verlorene Freiheit wieder fand, wie seine Briefe sagen. Weiß man noch etwas von dem schleswig-holsteinischen Malerasmus Carlens, den die Goethezeit feierte? Sicher ist der romantische Malerpoet Friedrich Müller, Maler Müller genannt, noch nicht vergessen, und auch an den Corneliusschüler Eberle mag sich noch mancher Kunsthistoriker erinnern, dem die Monumentalmalerei des vorigen Jahrhunderts neben allen Greueln doch etwa noch das Problem stellt, wie die individuellen Deutschen mit der großen römischen Form abzufinden sich bemühten.

Noch manche ruhen hier, deren Namen einst nannte; sie alle verbindet nicht der Zufall eines Todes auf römischen Boden, sondern das Leben in und mit Rom, die Todeserwartung in Rom. Und die Sehnsucht solchen Lebens achten wir, diesen Wunsch nach Menschenwürde und Harmonie, wenn wir stumm und nachdenklich den träumenden Friedhof verlassen und endlich dann mit einem Ruck umdrehen, dorthin, wo die Autos und die Elektrische färend in das Lebendige, in das neue Rom fahren — von dem noch kein Mensch sagen kann, ob es auch dem ewigen Rom gehört und ob, um seine Vermisste zu erschaffen, sein neues Rhythmus zu erfüllen, je Wahrheitsfindende aller Völker einen Pilgerzug nach dem Süden antreten werden.

Merkwürdige Formen der Bestattung

Von Dr. Herbert Derwein - Heidelberg.

Es ist bekannt, in welcher großartiger Weise es die alten Ägypter verstanden, den Leichnam durch Einbalsamierung zu erhalten. Noch heute sind die Gebeizte von Mumiennennicht, die vor Jahrtausenden gelebt haben. Dem Toten werden Hirn und Eingeweide genommen, an deren Stelle Spezereien treten; dann wurde der Leichnam wiederum in eine chemische Lösung gelegt, schließlich mit Leinwand sorgfältig umwickelt. Diese Sitte, die auch bei anderen Völkern des Altertums nachzuweisen ist, stand in engstem Zusammenhang mit dem Glauben an das Leben nach dem Tode, das man an die Erhaltung des Körpers gebunden wählte. Als das Christentum sich über die Welt auszubreiten begann, hat sich über die Welt zunächst trotz seines Verbots Ursprungs gebildet. Daß die christlichen Körper mumifizierten, sei wohl Augustin auf, aber er hat das ebenso wenig getadelt wie andere Kirchenschriftsteller.

Unendlich primitiver war die Behandlung, die man im Mittelalter den Leichen der Großen an, und gerade in Deutschland, zuteil werden ließ. Auch hier handelt es sich um eine Art Einbalsamierung, deren Ursprung natürlich nicht auf religiöse Motive zurückgeführt, sondern auf reine Zweckmäßigkeit gegründet. Wenn ein Fürst fern von dem Orte starb, an dem er bestattet werden sollte, so war die Überführung des Leichnams bei den schlechten Verkehrsverhältnissen äußerst schwierig. Mehrfach wird erzählt, wie die Begleiter von der fortgeführten Leiche irgendwo, wo der Leichnam ruhte, bestattet wurden, so daß man den Toten irgendwo, vor Erreichung des Zieles, bestatten mußte. Früh kam da der Brauch auf, die Großen vor einer Überführung auszuwickeln und den Leichnam mit Sand, Asche, Salz und wohlriechenden Kräutern und anderen erhaltenden Mitteln zu füllen. Die Eingeweide wurden zunächst gewöhnlich am Sterbeort bestattet, der Körper dagegen in der vorgesehenen Gruft zur Ruhe gesetzt. Otto der Große starb zu Meßleben an der Unstrut. In der Nacht nach dem Tode wurde das Eingeweide ausgenommen und in der Marienkirche beigesetzt, der Leichnam feierlich nach dem Magdeburger Dom überführt und dort bestattet. Keiner der salischen Kaiser ruht mit seinem ganzen Körper im Speirer Dom. Die Klöster und Kirchen, in denen die Nebengräber mit den Eingeweiden waren, wurden von den Nachfolgern des Verstorbenen, ebenso wie die Stätten, die das eigentliche Grab umschlossen, häufig durch reiche Güter und Gaben beschenkt, als Stiftungen für das Seelenheil des Toten. Nicht selten bestattete man Herz und Eingeweide nochmals getrennt. Diese blieben am Sterbeort, das Herz aber wurde an befreundeten Klöster usw. gegeben. Dazu trübte zunächst wohl ein religiöses Gefühl: Der Tote nahm nun an den Weisen, Opfern, Gebeten der Lebenden gleichsam mehrfach teil, und die Gläubigen wurden so in größerer Zahl daran beteiligt. Die Mäkel des Toten durch Fürbitte auszugleichen. Nahe lag aber auch der Wunsch, das Herz als den Träger des Lebens dort beizusetzen, wo der Lebende am liebsten gewohnt und gewirkt hatte. Wie später der Romponist Böve bestimmte, sein Herz in der Orgel einer Stettiner Kirche einzumauern, so bemerkte schon ein Chronist, daß Heinrich III. Herz nach Goslar gebracht wurde, weil der Kaiser zu seinen Lebzeiten „in seinem Herzen immer in Goslar war“.

Allmählich ist diese Sonderbestattung bei weltlichen und geistlichen Großen oft auch dann vorgenommen worden, wenn der ursprüngliche Grund, den Leichnam transportfähig zu machen, gar nicht in Betracht kam. Zwischen 1151 und 1573 wurden die Körper von 33 Würzburger Bischöfen im Dom, die Eingeweide in der Burghalle beigesetzt, während die Herzen in bleierne Kapellen eingelegt, in das Kloster Ebrach zur Aufbewahrung kamen. In Magdeburg gab es eine Kaiserdaumenkapelle, nach den Eingeweiden der Kaiserin genannt. Noch 1797 wurde, wenn auch vielleicht bei Geistlichen als vereinzelter Fall, der Leichnam des Fürstbischofs von Bruchsal in der Kapuzinergruft zu Bruchsal bestattet. Bei den Habsburgern und Wittelsbachern wird der alte Brauch der Sonderbestattung auch heute noch geübt.

Das Mittelalter kannte aber noch eine andere Art, um den Toten für die Überführung herzurufen. Der Anspruch deutscher Kaiser auf die Herrschaft in Europa und dann die Kreuzzüge führten die Großen weit über die jetzigen Grenzen Deutschlands hinaus. Die in Südalien oder in Palästina starben, konnten kaum von Keilsen in die Heimat überführt werden, auch wenn der Körper mit erhaltenden Mitteln gefüllt und eingewickelt war. So wurden nicht ganz selten die Leichen der Großen, nachdem sie ausgeweidet waren, zerstückt und in Wein und Wasser gekocht, um das Fleisch von den Knochen zu lösen. Wichtigste die Knochen, in denen man vor allem das Medium der Auferstehung sah, konnten so in Lederhüllen, Schreinen und anderen Behältnissen auf weiten Strecken mitgenommen werden. Kein Geringerer als Friedrich Barbarossa wurde gekocht. Wenn sieben Städte sich um die Ehre streiten, der Geburtsort Sommers zu sein, so beanspruchen sechs eine partielle Bestattung der körperlichen Überreste Barbarossas. Wahrscheinlich blieb ein Teil der Eingeweide in Tarsus, während ein anderer vor dem Altar in Antiochien beigesetzt wurde. Wo das Skelett ruht, ist nicht sicher, jedenfalls dürfte es nicht zu einer Überführung nach Deutschland gekommen sein. Nach 1871 trübten Romantiker davon, die Reste des vollständigen Söhenhaukensäfers zu holen und in Kölner Dom beizusetzen. Eine 1874 unternommene Expedition, die das eigentliche Grab Barbarossas aufzufinden suchte, blieb erfolglos. — 1299 und 1300 hat übrigens Papst Bonifaz 8. das gewaltsame Zerlegen und Kochen unter Androhung des Bannes verboten. Das barbarische Verfahren wird einmal als „deutscher Brauch“ bezeichnet. Es war aber zur Zeit der Kreuzzüge keineswegs auf Deutsche beschränkt. Auch lassen sich schon aus der griechischen Sage gewisse Parallelen anführen. Cyrus, der König der Perser, erfuhr wohl eine ähnliche Entsehung, die bei den Indiern bis zur Entdeckung Amerikas gleichfalls üblich war. Ja, noch vor einigen Jahrzehnten — viel leicht geschieht es heute noch — schickten Chinesen in Californien das Fleisch von den Leichen ab, um die Toten in ihre Heimat China senden zu können.

Berühmte Grabmäler

Von Cattina von Seybold.

Alt wie das Leben ist der Tod, alt wie die Menschheit das Bestreben, sich mit diesem unerbittlichen, unabwehrbaren Urphänomen auseinanderzusetzen. Je nach Kultur, Philosophie, Religion eines Volkes, einer Zeit, geschieht dies mit zitterndem Grauen, mit gefasster Ergebenheit, mit gläubiger Hoffnung. Allen gemeinsam aber ist die Sitte, die Ruhestätte eines besonders geehrten und geliebten Toten durch Bild- und Baumerk kenntlich zu machen, vor Entweihung zu schützen, kommenden Geschlechtern zu erhalten, unter Umständen sie mit allen für ein künftiges Leben nötig erscheinenden Dingen auszustatten.

Das klassische Land des Totenkultes ist Ägypten, wo infolge dessen auch die größte Sorgfalt und Kunst auf Erhaltung des Körpers wie auf seine würdige Vergeltung verwendet wird. So finden wir dort die beiden Bestattungstypen schon aus höchste Ausgezeichnet: den über dem Sarg errichteten Denkstein, der in Erde oder Felsen eingebaute Grabkammer, beide dem monumentalen Zug des ägyptischen Lebens entsprechend, in den Königsgräbern von Theben einerseits, in den Pyramiden von Memphis andererseits, zu grandioser Macht und Erhabenheit entwickelt: ein einziges gewaltiges Aufbäumen gegen das Geschick des Staubes, der wahrhaft königliche Ausdruck

vom Willen eines Volkes zur Dauer, zur Ewigkeit.

Aus dem menschengleich geformten und bemalten Mumienstein wird allmählich der Steinarg, der Namen und klassische Prägung im griechischen Kulturkreis erhält. Der Name Sarkophag bedeutet „Fleischzerstörer“, der Sarg wurde innen mit Platten eines eigenartigen, die Zerlegung beschleunigenden Schiefer ausgelegt. Die Form: ein kastenähnlicher Marmorbehälter, meist architektonisch gegliedert, in Tempelgestalt, ein Siedebach als Deckel, die Reliefs der Seitenwände monumental abgesetzt.

Zwei Meisterwerke dieser Art besitzt das Museum von Konstantinopel. Das eine ist der sogenannte Alexanderarg; wenn er auch niemals die Reste des Weltregierers enthielt, so entflammte er doch seiner Zeit; er zeigt ein bewegtes Schlachtfeld mit reizvollen Spuren einmaliger Bemalung. Und sein berühmtes Gegenstück: in einer ionischen Säulenhalle trauernde Frauen, in abwechslungsreicher Gebärde edlen Schmerzes wiedergegeben. Hier klingt ergreifend jener Irtische, jener rein menschliche Ton der Empfindungen an, der so reichend aus den einfachen griechischen Grabsteinen zu uns spricht, unter denen nicht Fürsten und Großen ruhen, sondern die Unbekannten, die Namenlosen. Sie alle, deren Teile das Grabmal der Hego, sind, ob nun unbeholfen oder künstlerisch vollendet, von jenem Geiste gehaltenen Ruhe und Harmonie erfüllt, der das hellenische Wesen kennzeichnet.

Wo trauernder Liebe das einfache Denkmal nicht genügt, wird es durch monumentalen Umbau zur Grabkapelle, zum Tempel. Auch der für Allgemeingültigkeit erhobene Begriff hierfür, das Mausoleum, ist griechischen Ursprungs. Artemisia ließ ihrem Gatten Mausolos zu Halikarnasos in Kleinasien den figurenreichen Prachtbau errichten, der dank der Mitarbeit der besten hellenischen Meister zu den sieben Wundern der alten Welt gezählt wurde.

Bis über die Grenzen der griechisch-römischen Welt hinaus trübten diese Einflüsse. In Persien finden wir das berühmte Grabmal des Darius, das in den Felsen eingebauen.

Römische Prachtliebe entwickelte das gegebene Thema von Sarg und Mausoleum zu immer reicheren Glanz. Die Appische Straße ist mit Gräbern gesäumt, darunter erhebt sich Cäcilia Metellas würdiger Trübsinn. Cestius-Pyramide kündigt noch heute den letzten Ruhestätten des römischen Vornehms und Reichtums. Den Gipfel des Glanzes erreicht das Grabmal des Kaisers Hadrian, der kolossale Rundbau der jetzigen Engelsburg. Das Götterfürsten Theodorich Grabmal in Ravenna ist der letzte mächtige Ausklang dieser römischen Denkmalkunst.

Und das Christentum? Die Sarkophage, die es in seinen ersten Zuständen, den Katakomben, fand, nutzte es, um die zerstückten, zerfallenen Körper seiner Märtyrer darin zu bergen. Die mythologischen Motive wurden mäßig durch biblische Szenen und christliche Symbole verdrängt. Und als es unter Konstantin sieghaft aus dem Dunkel hervorging, erstanden die frühchristlichen Basiliken als Grabkirchen über diesen kostbaren Reliquien-schreinen.

Auf ihrem Siegeszuge durch Europa behält die Kirche den Sarkophag bei, an den das Mittelalter den ganzen Reichtum, die ganze Innigkeit seiner Bildnerkunst verschwendet. Durch die fatale Höhe unserer romanischen Dome, durch die himmelsstürmende Dynamik ihrer gotischen Wälder, durch die jauchzende Lichttrunkenheit unserer Barockkirchen klingt es wie ein einziges erschütterndes Requiem. Nicht zu zählen sind die Scharen der Heiligen, Päpste, Bischöfe, Fürsten, Ritter und Gelfrauen, die auf Sarkophagen liegen, in Grabplatten eingemeißelt sind, aus Nischen hervortreten, auf Säulen stehen, unter Baldachinen ruhen, in Gräben aufgereiht wurden.

An der Schwelle Italiens leitet ein überreiches Werk später Gotik, das Grabmal der Eshäufiger, einer unglücklichen Liebe Denkstein, zu dem Prunk-Mausoleen der Renaissance über. Mit ihrem gesteigerten Persönlichkeitsgefühl ist diese der pomphaften Ehrung großer Verdienste besonders geneigt. Die Medici fanden ihren würdigen Verberlicher in Michelangelo, der aus berufen wird, das Grabmal Papst Julius 2. zu entwerfen. Von dem gigantischen Plan, der im Geiste des Titanen lebte, wurde einzig die Moses-Statue zu Stein, eine nie wieder erreichte Flutmarke der Kunst.

Große Herrschergeschlechter schlafen in ihrer Ruhe. So die deutschen Kaiser im Dom zu Speyer, die spanischen Habsburger in dem

Grüften des Eschorial, die Kapetinger in St. Denis. Die höchste Ehrung, die England seinen großen Toten verleiht, ist die Bestattung im Westminster. Frankreich hat seine Ruhmshalle im Pantheon zu Paris. Doch auch auf dem alten Pariser Friedhof Pere-la-Chaise finden sich bedeutende Namen, so die beiden glücklich Lebenden: der Scholastiker Abelard und Heloise. Die Kuppel des Invalidenmuseums wölbt sich über dem Sarkophag, der Napoleons sterbliche Hülle umschließt.

Eine würdige Ruhestätte ward den deutschen Dichter-Heroen Schiller und Goethe in der Fürstengruft zu Weimar. Der spezielle Name „Mausoleum“ bedeutet uns das Grabmal der geliebten Königin Luise, von Rarby in ihrem lebensvollen Bilde geschildert. Das Grab im Sachsenwalde ward zum Wallfahrtsort für ungezählte deutsche Patrioten. Die Jubiläen der letzten Jahre lenkten tausende von Blicken auf die schlichten Grabplatten von Dürer und Feuerbach im Johannistriedhof zu Nürnberg.

Eine neue Welle des Totenkultes geht seit dem Weltkrieg über Europa hin. Der einzige verständliche, weltumspannende Gedanke ist die pietätvolle Dankbarkeit, die alle Völker ihren Gefallenen widmen. Keine Stadt, kein riesiges Dorf, das nicht sein Kriegerdenkmal hätte, oft von erfreulicher Höhe der künstlerischen Ausführung.

Doch auch den Islam mit seiner stark ausgeprägten Sitte, die Toten zu ehren, dürfen wir nicht vergessen. Berühmt sind die feierlichen, mit Zypressen bestandenen Friedhöfe rings auf den Höhen über dem Bosporus, die Mametrahengraber bei Kairo, die Grabmoscheen der Sultane in Brussa, der alten Hauptstadt des Osmanenreiches. Noch glänzender die Moscheegräber der indischen Mogule in Agra und Delhi, darunter die feenhafte Marmormoschee des Taisch Mahal, vom Mogulkaiser Schah Jehan dem Andenken seiner geliebten Gattin errichtet.

Chinesisches Totengeld

Neben der in der letzten Zeit viel genannten, durch ihren Handel fast europäisch anmutenden Stadt Charbin in der an Russland grenzenden Mandchurie, dem nördlichen Teil Chinas, liegt die Chinesenstadt Kubatien. Ein Spaziergang durch ihre Straßen ist ungeheuer interessant, namentlich für den Europäer, der zum ersten Mal nach China, in das Reich der vierhundert Millionen Menschen kommt.

In einer der engen, schmuggigen Gassen befindet sich eine Fabrik zur Herstellung von Geldscheinen und Münzen für die Toten. Dieses Unternehmen hat natürlich mit einer Staatsdruckerei ebenso wenig zu tun wie etwa mit dem Verbrechen der Fälschung, denn die dort erzeugten Zahlungsmittel aus Papier und „Metall“ dienen nicht für diese Welt, sondern sind zum Gebrauch im besseren Jenseits bestimmt. Sollte man den chinesischen Begriff für dieses Geld richtig ins Deutsche übersetzen, so müßte man etwa sagen „Begräbnisgeld“ oder „Münzen, beziehungsweise Banknoten für die Totenbestattung“.

In China besteht der Brauch, den Verstorbenen den größten Teil ihrer auf Erden verwendeten Gegenstände sowie Nachbildungen der Tiere und Diener aus Papier am Grabe zu verbrennen. Diese Einrichtung entstammt einer uralten Ueberlieferung. In grauen Vorzeiten wurden auf dem Grabe des Toten seine Frau, alle Sklaven und Lieblingsknechte getötet, die besten Kleider, alle Kostbarkeiten, Schmuckstücke, Geld und dergleichen aber mit in das Grab gelegt. Im Laufe der Zeiten hat man diese Grabeszeremonien etwas unglücklicher und auch sparsamer gestaltet. Heute verbrennt man an der Grabstätte künstliche Goldmünzen und Banknoten, anstatt die wertvolle Habe mit in den Sarg zu legen.

Die „Beerdigungsbanknoten“ werden den natürlichen zwar nachgemacht, aber in sehr plumper Weise und auch auf recht grobem, billigen Papier. Silber- und Goldmünzen stellt man aus dünnem, mit entsprechenden Silber- oder Goldpapier überklebtem Karton her. Die Aufschriften einer solchen Banknote lauten zum Beispiel: „5000 Dollar“. Für diesen Schein kann der Ueberbringer in den Geschäften der jenseitigen Welt kaufen, was sein Herz begehrt. Direktor der Bank im Paradies So-undso.

Josef R. J. Naumann.

Verantwortlich: J. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: C. Gatz, Altena.